

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Strindberg und die Schweiz

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

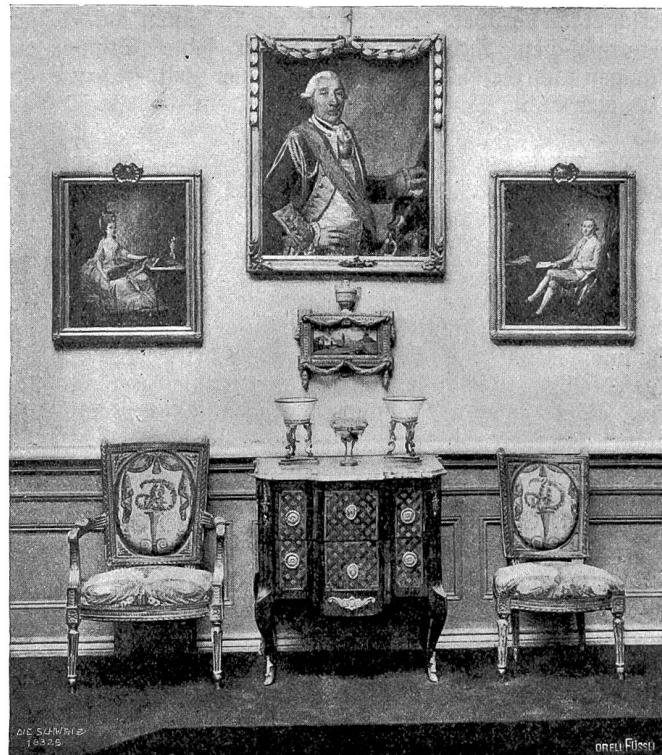
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten des neuen Hauses auch eine entsprechende Einrichtung folgen zu lassen, und es ist dabei für die baslerischen Verhältnisse bezeichnend, daß das Innere meist weit mehr bot, als das zum Teil einfache Neuhäuser versprach.

Über einen Nachteil dieser Entwicklung konnte freilich auch die glänzende Vorstellung, welche die Ausstellung von der Einrichtung dieser Höfe bot, nicht völlig hinwegtäuschen. Das Kunstgewerbe, das schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr die alte Kraft und Produktivität entwickelt zu haben scheint, konnte dem plötzlich erwachten Baumeister und den dadurch gestellten Anforderungen nicht mehr standhalten. Wie anderwärts, so folgte auch in Basel der massenhafte Import aus Frankreich, namentlich aus Paris, das dem heimischen Kunstgewerbe noch völlig den Todesstoß versetzen mußte.

Der Ausstellung nach zu schließen, scheint dabei die Entwicklung relativ langsam vor sich gegangen zu sein, wenigstens waren nur einige wenige Möbel vom Stile Ludwigs XIV. zu sehen, und auch am Ende der Entwicklung, beim Empire, war wiederum eine Abnahme zu konstatieren, wahrscheinlich weil mit den zahlreichen Louis XVI und Rokokomöbeln das Bedürfnis momentan befriedigt war. Auch der Kirchgarten ist ja bekanntlich der einzige größere Monumentalbau des Basler Klassizismus geblieben, was immerhin auffallend ist, da dieser Stil mit seiner vornehmen Reserve dem baslerischen Wesen besonders entsprochen haben muß.

Wie glänzend und reich aber das Innere der Basler Patrizierhäuser war (und noch ist), das zeigte gleich der erste Blick in den mittleren Saal, wo gleich drei Könige drei der allerschönsten Rokokomöbeln nebeneinander thronten. In ihrer Nähe war dann auch jene Uhr zu sehen, die Pierre Jaquet Droz für einen polnischen Adligen geschaffen hatte und die als eines der wenigen nichtbaslerischen Stücks das Gastrecht in der Ausstellung erhalten hatte (s. unsere Abb. 3). Auf einem Tischchen lagen die größten Kostbarkeiten der Ausstellung ausgebreitet, goldene Halsketten, wie sie zum Schmuck der Basler Frauen gehörten, und die Diamantringe, die Kaiser Franz und Zar Alexander ihren Gastgebern geschenkt hatten. Aus den Porträts und Miniaturen konnte man dann die Bauherren der alten Patrizierhäuser und einstigen Besitzer dieser Kostbarkeiten kennen lernen, Lukas Sarasin vom blauen Haus, Martin Bachofen-Heiz, der neben dem Rollerhof den Ebenrain bei Sissach besessen,



Basler Historische Ausstellung Abb. 7. Louis XVI-Interieur mit dem Delibildnis des Daniel Frischmann-Heiz, Obersten in englisch-ostindischen Diensten (1728-1808), gemalt von Joh. Nikolaus Grooth 1772.

und wer für die persönlichen Bezüge weniger Interesse hatte, der wurde doch durch den Kunstwert entschädigt, da, ganz abgesehen von einzelnen vorzüglichen Miniaturisten, auch zwei hervorragende Maler des achtzehnten Jahrhunderts in Basel tätig gewesen: Hyacinthe Rigaud und Anton Graff, sodass man auch nach dieser Seite hin angeregt wurde.

Den Kern der ganzen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts aber bildete, ähnlich wie dies die Becher für das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert gewesen waren, das Porzellan. Unter den zahlreich vorhandenen Fabrikaten ragten besonders Meissen und Zürich hervor. Während aber Meissen durch seine raffinierten Lösungen anzug, bezauberte das einfachere Zürcher Porzellan durch seine schlichte Natürlichkeit.

Dr. Rudolf Riggensbach, Basel.

Strindberg und die Schweiz.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Nachdruck verboten.

Strindberg, der Schilderer Stockholms und der künstlerische Entdecker des schwedischen Schärenhofs mit seinen tausend Inseln und Buchten, ist viel und lange gereist. In Dänemark, Frankreich, Deutschland, Italien, Österreich und England ließ er sich für längere oder längere Zeit nieder. Die Schweiz aber war ihm mehr als nur eine Station seiner fünfzehn Wanderjahre, wo sich der rastlose Sucher, Frager und Dichter für einige Monate fieberhaften Arbeitens niedergeließ. Sie war dem seelisch Gemarterten ein Himmel auf Erden, dem Weltverbesserer ein glückliches Arkadien und dem Politiker das nachahmenswerte Beispiel und Vorbild eines wahrhaft demokratischen Volksstaates. So widerspruchsvoll Strindberg war, in seinem Urteil über die Schweiz hat er sich nicht geändert.

Im Jahre 1884 war es, daß er, nervenkrank und schwach, „voll von Sehnsucht nach einer großen herrlichen Natur“, mit Frau und Kindern Paris verließ und sich am Genfersee in einem Chalet unterhalb Lausanne einmietete. Er fand eine Umgebung, „die die Vorstellung, die er sich von der Schweiz gemacht hatte, bei weitem übertraf“. An diesem See, wo vor ihm Rousseau, Voltaire, M. de Staël, Byron Ruhe und Frieden gesucht hatten und wo sechs Jahre zuvor der schwindsüchtige dänische Dichter Jacobsen einen glücklichen Winter verlebte und das zweite und dritte Kapitel seines „Niels Lyhne“ schrieb, ehe er wieder in „sein Sibirien“ (sein Heimatsstädtchen Thisted) zurückkehrte, führte auch Strindberg ein gesegnetes „Sonntagsleben“. Im vierten Bande seiner „Entwicklungsgeschichte einer Seele“

berichtet er darüber. Besser noch als in seinen autobiographischen Aufzeichnungen treten seine Stimmen und Gefühle in dem Werke jener Zeit, in den „Utopien in der Wirklichkeit“ zutage. Wenn man weiß, daß die meisten seiner dichterischen Schöpfungen nur unvollkommen verhüllte Bekenntnisse seiner eigenen Schmerzen, Enttäuschungen, Kämpfe und Freuden sind, so fällt es nicht schwer, aus dem, was die Menschen seiner vier Novellen sprechen, Strindberg selber herauszuhören. Für den See findet seine Phantasie kein besseres Gleichnis als das eines „heruntergefallenen Himmels“. Die Landschaft ist so schön, „wie man sich den Himmel vorstellt“. Er hat sich gar nicht träumen lassen, „daß die Erde so schön sein könne“. Die Natur berauscht ihn. „Wenn man drei Monate hierwohnt, so schwärmt man.“ Er fühlt sich wieder gesund. Sein Auge sieht klar. Alles Halbe, Unnatürliche und Verlogene fällt von ihm ab. „Ich glaube an die unendliche Kraft der Natur, die Kulturkrankheit zu heilen!“ ruft er aus. Es wird ihm auf einmal verständlich, warum die Schweizer ein freies, glückliches Volk sind. Denn: „Die schöne Natur hat eine Rückwirkung auf die Sinne gehabt und sie daran gehindert, sich in alle unsere Vorurteile zu verstricken.“ Aus Strindbergs Glückszustand heraus werden die „Utopien in der Wirklichkeit“ geboren. Neue Menschen, neue Gesellschaftsformen sieht er schon verwirklicht vor sich — so optimistisch ist sein Blick — und ein ewiger Weltfrieden scheint ihm verheißungsvoll nahe. Selbst Gott, den er verloren hatte, wird dem Fünfunddreißigjährigen wieder zu einer tröstenden Gewissheit und felsenfesten Wirklichkeit, „denn wie sollte man sich diese herrliche Schöpfung ohne Schöpfer denken können?“ Die Alpen sind ihm „Gottes Berg und Haus“. Und zehn Jahre danach, zur Zeit seiner schwersten Seelenkrisen, verbindet sich mit seinem Wunsche, „heimzugehen in das Licht“, noch ein anderer: die Alpen wiederzusehen, vor allem die Dent du Midi. Die Ursache ist „die Erinnerung an meinen Aufenthalt am Genfersee und an die dortige Landschaft, die mich an den Himmel denken ließ. Dort habe ich die schönsten Stunden meines Daseins verlebt. Dort habe ich geliebt: Frau, Kinder, die Menschheit, das Weltall, Gott!“

Im Jahre 1886 war Strindberg zum zweiten Mal in der Schweiz, „nicht in der widerwärtigen Hotel-Schweiz, wo Bücher und Auspressung zum Nationalcharakter geworden sind, sondern in dem arkadischen Lande, wo fröhliche und gesunde Menschen ihr anspruchloses Leben mit Arbeit, Fest und Gesang verbringen und wo der Kampf um Macht und Stellung nicht so heiß ist wie anderswo“. Diesmal wohnte er in einem Dorfwirtshaus im Kanton Aargau (nicht weit vom Schlosse Brunegg), wo es keine Reichen und keine Armen gab, wo man nichts von Politik und Wahlstreitigkeiten vernahm und wo man abends in der Wirtsstube bloß leise Scherze und Lieder hörte. Wo die Männer Karten spielten oder Regel schoben oder auf der Wiese hinter dem Hause nach der Scheibe schossen. Am langen Saaltische saßen Postmeister, Fabrikant, Schullehrer, Oberst und Schustergesell gemütlich beisammen und plauderten. Fürwahr ein „Idealland“ für den demokratisch gesinnten Schweden, der die steifen Um-

gangsriten seiner Heimat, die peinliche Rückfichtnahme auf Rang und Alter so sehr hasste. „Und wenn die Abendglocken läuteten, kamen alle Dörfler zum Brunnen. Die Kuhschellen klangen, die Peitschen knallten, die Jugend sang und jodelte. Ein wahres Arkadien.“ Man merkt, wie dieses glückliche, zufriedene „Hirtenleben“ dem schwermütigen, lebensüberdrüssigen Strindberg, der gerade damals seine Rechnung mit der Vergangenheit machte und den ersten Band seiner „Entwicklungs geschichte einer Seele“ abgeschlossen hatte, ans Herz griff. Da war der rauschende, allzeit rinnende Dorfbrunnen, für ihn, der bloß die schwerfällig ächzenden Ziehbrunnen seiner Heimat gewöhnt war, ein Bild des reichen Ueberflusses. Da war die versammelte Dorfgemeinde mit ihrem lauten und fröhlichen Treiben, das so sehr abstach gegen das stille Leben eines schwedischen Dorfes oder gegen die noch stillere Weise jener Gegenden, wo es keine Dörfer gibt, sondern die Höfe einsam stehen, sei es auf dürftigen Acker- und Wiesenwiederen zwischen Nadelholzwäldern, sei es auf fargen Inseln und abgelegenen Halbinseln. Da war ein Land — und das war ihm das Erfreulichste — ohne Kunst, Literatur und Theater. Hier offenbart sich einer der tiefsten und tragischsten Widersprüche im Wesen Strindbergs: Verachtung der Kunst — gepaart mit dem leidenschaftlichsten Triebe zu künstlerischem Schaffen! Er, der unermüdliche Bücherschreiber, hasste die Bücher. Sein Dichten war ihm „ein unwürdiges Spiel mit Worten“. Immer wieder erfaßte ihn die Sehnsucht, „als flüger Mensch mit nützlichen Dingen für die Zukunft zu arbeiten“. So kam es, daß er die Schweiz so sah, wie er sie zu sehen wünschte: ohne Kunst, ohne Literatur. Er wußte nichts von Jeremias Gotthelf, der damals schon seit dreißig Jahren tot war. Er wußte nicht, daß Gottfried Keller den „Grünen Heinrich“ und „Die Leute von Seldwyla“ geschrieben hatte, als er selber noch ein kleines Kind war. Er wußte nicht, daß zehn Jahre zuvor der mächtige „Jürg Jenatsch“ herausgekommen war und anno 1880 und 1881 ein Buch die Druckerresse verlassen hatte, das zum Tiefsten und Schönsten und Erbauendsten gehört, was im neunzehnten Jahrhundert gedichtet worden ist: Spittelers „Prometheus und Epimetheus“. Sicher, überzeugt und unbeirrt schrieb Strindberg in „Gleich und Ungleich“: „Warum sucht man in den Buchhandlungen vergebens nach einem schweizerischen Verfasser, warum fragt man vergebens nach einer Kunstausstellung oder einem schweizerischen Theater? Ich glaube darum, weil man in der Schweiz die Künste nicht beschützt wie in den Treibhäusern der anderen Länder, teils auch darum, weil der Schweizer seine große, herrliche Natur hat und darum kein Surrogat braucht, oder auch darum, weil er sich nicht um Kunst kümmert. Ist er deshalb weniger begabt? Nicht im geringsten. Ich habe nirgends so viele wache und für das Wohl der Menschheit interessierte Menschen gefunden wie dort, und das nenne ich Bildung.“

Es wohnte damals noch ein anderer Schwede in der Schweiz, ein Unbekannter, Siebenundzwanzigjähriger, der inzwischen ein berühmter Dichter geworden ist: Verner von Heidenstam. Mit seiner Frau verbrachte er einige glückliche Sommermonate „eines



Balz Stäger, Bürich.

Am Greifensee (1909).

allzu kurzen Daseins" auf dem Schlosse Brunegg. Dort besuchte ihn Strindberg. In seinem Buche „Vom Col di Tenda zum Bloesberg“ hat Heidenstam das Zusammentreffen beschrieben: „Die Dämmerung war im Anzug und die Alpen glühten. Da stand er auf der Türschwelle vor der leeren Luft des graukalten Abendhimmels. Gerade so, wie er dort stand, hat sich sein Bild in meine Erinnerung eingräbt: Sein Haupt mit dem lockigen Haar und dem nach oben gestrichenen Schnurrbart erinnert ein wenig an Molière. Seine hohe, gewölbte, breite Stirne ist ein wirkliches Meisterstück füher, kräftiger Stirnbeinsarchitektur, aber seine hellen blaugrauen Augen mit den kleinen, wie zusammengeknürrten Pupillen sind müde und schwermüsig. Sein Angesicht ist breit, mit runden, stark hervorstehenden Backenknochen und frankhaft tiefen Furchen um den vollen, wohlgeformten Mund. Der Ausdruck ist herausfordernd, streng, beinahe grausam. Wenn er zornig ist, so sieht er derart aus, daß du, wenn du auf einem abgelegenen Waldwege einem Kerle mit ähnlichem Gesichtsausdruck begegnetest, du ihm ohne weiteres deine Börse reichen würdest, noch ehe er sie begehrte.“

In den jugendfrischen, humorvollen Schilderungen aus der Schweiz, die zwei Drittel des oben genannten Buches ausmachen, finden sich Sätze, die beweisen, daß sich Heidenstams Auffassung des gastfreundlichen Landes mit derjenigen Strindbergs deckte. (Vielleicht haben die Abendgespräche der beiden, die damals gute

Freunde waren, zu dieser Uebereinstimmung beigetragen). Auch er röhmt die Freiheit und Gleichheit eines Volkes, „wo der Millionär mit seinem Knecht am gleichen Tische sitzt“. Auch er sagt: „Die Schweiz hat weder Kunst noch Architektur aufzuweisen und ist doch glücklicher als irgend ein anderes Land.“ „Die Spießbürgerlichkeit erstickt alles. Die Schweiz hat darum keine große Kunst oder Literatur! Aber so vollkommen ist diese Spießbürgerlichkeit, daß sie Sympathie erweckt. Bisweilen fühlt man sich versucht, den Schweizer auf einen Piedestal zu stellen und ihn einen Idealmenschen zu heißen.“ Man kann eine Regung des Bedauerns nicht unterdrücken, wenn man vernehmen muß, daß auch ihm Gottfried Keller ein Fremder war. Wieviel hätten nicht die „Sieben Legenden“ dem jungen Heidenstam bedeuten können, ihm, der nach seiner Rückkehr den Naturalismus bekämpfte und anno 1889 eine Streit-

schrift erscheinen ließ, die den Titel „Renässans“ trug und für die Rechte der Subjektivität, persönlicher Selbstständigkeit, Vereinigung von Einbildungskraft, Schönheitsinn und lebendem, drastischem Realismus eintrat. Noch mehr wäre von der Bekanntschaft mit Spitteler „Prometheus und Epimetheus“ zu erwarten gewesen. Denn hier hätten sich zwei nahverwandte Naturen getroffen. Heidenstams „Hans Alienus“ und „Gedichte“ beweisen es. So gingen damals in der Schweiz Norden und Süden, schwedisches und helvetisches Wesen aneinander vorüber, ohne sich zu berühren und anzuregen. Der Fehler war wohl nicht bloß Strindbergs und Heidenstams. Wären damals Gottfried Keller, C. F. Meyer und Spitteler dem Volke wohlvertraut und teuer gewesen, so hätten sicher auch die beiden Gäste des Kantons Aargau von ihnen hören müssen.

Hielten sich Kunst und Literatur mehr im stillen, so traten die politischen Verhältnisse um so deutlicher und sichtbarer hervor. Strindberg findet kaum Worte genug, sie zu preisen. Die Schweiz bedeutete ihm eine Wirklichkeit, die in Schweden vorläufig eine Utopie war. Mit Swedenborg war Strindberg der Ansicht, „daß die Republik Gott behaglicher ist als die Monarchie“, und begeistert schrieb er: „In der Schweiz ist die soziale Frage gelöst ... Sie ist das Ideal eines Volksstaates... Dort ist das Experiment eines Staatenbundes schon ausgeführt und geglückt... Sie ist Europas besseres Ich, sein Gewissen ... Warum

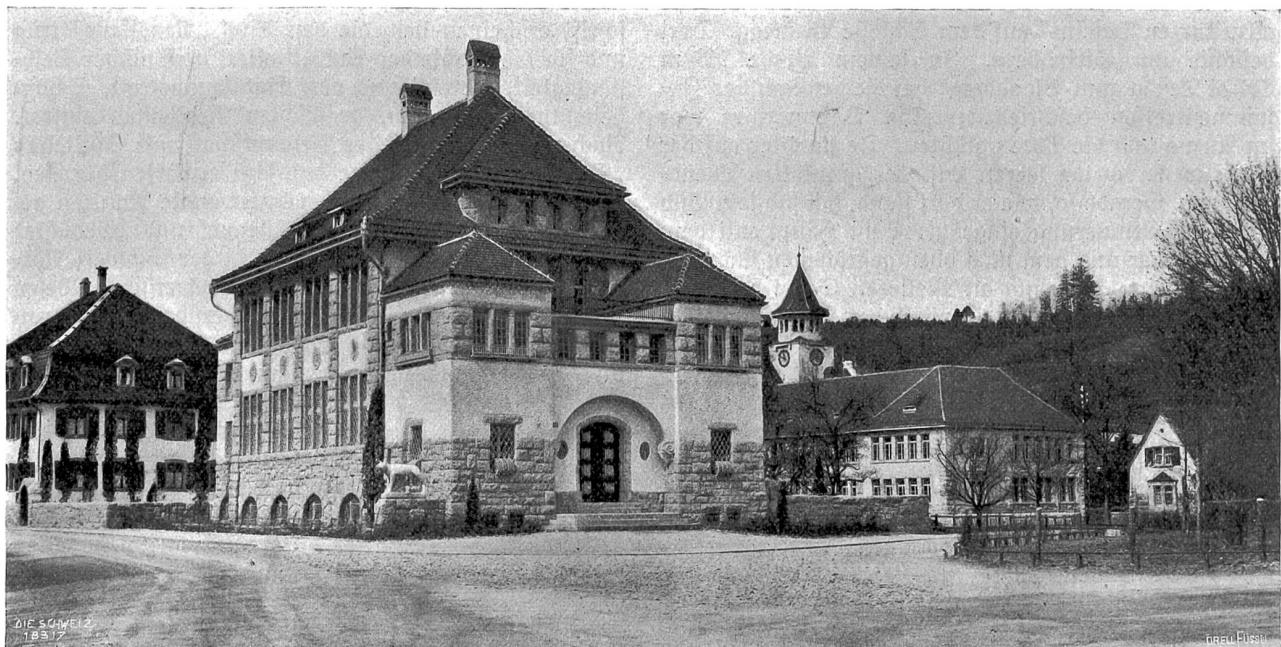
sind die Menschen in diesem schönen Lande friedlicher? Warum sehen sie zufriedener aus als anderwärts? Weil sie in einem Volksstaate wohnen. Die Schweiz ist das kleine Miniaturmodell, nach dem das zukünftige Europa aufgebaut werden wird.“ Das war seine Hoffnung und seine Zuversicht. Vor einigen Wochen noch hat er es erlebt, daß der sozialdemokratische Bürgermeister von Stockholm im schwedischen Reichstage den Antrag stellte, die Königswürde und die erste Kammer abzuschaffen. Das mag ihm noch eine letzte Freude gewesen sein.

In diesem Frühjahr war eine Reise nach der Schweiz geplant. Dort hoffte er von den Folgen einer unlängst überstandenen Lungenentzündung völlig zu genesen. Eine Erkrankung am Magenkrebs, die sich im April offenbarte, brachte ihn statt dessen am 14. Mai in Stockholm ins Grab.

Vielleicht hätte er in der Schweiz den Himmel wieder



August Strindberg (22. I. 1849—14. V. 1912).



Das Vindonissa-Museum in Brugg, rechts das Stapferschulhaus, gleichfalls von Albert Froelich, Brugg-Charlottenburg, erbaut.

gefunden, wenn ihm die Reise vergönnt gewesen wäre — den Himmel statt jener Hölle, die ihm die Erde seit 1897 darstellte. Vielleicht wäre ihm unser Land wieder als eine verwirklichte Utopie erschienen. Vielleicht aber hätte er auch entdeckt, daß hier die soziale Frage so wenig gelöst ist wie anderwärts. Dass die Freiheit geringer ist als in Schweden — weil die Menschen weniger Platz haben. Dass in der Schweiz der Nationalrat immer noch nicht nach einem proportionalen Verfahren gewählt wird wie die Zweite Kammer in Schweden. Dass die Frauen über kein Gemeindewahlrecht verfügen und bei den Grossratswahlen nicht mitzubestim-

men haben — wie in Schweden. Dass im „idealen Volksstaate“ der Weg zum Frauenstimmrecht vorläufig noch weit ist, während eben erst neulich von der schwäbischen Zweiten Kammer ein dahingehender Regierungsantrag angenommen worden ist. Und dass Schweden mit seinem Holz, seinem Eisen, seinen Wasserkräften und seinem für eine doppelt so große Bevölkerung hinreichenden Ackerbauareal über mehr Selbstständigkeit und Unabhängigkeit verfügt als die Schweiz, wo eine geschlossene wirtschaftliche Gemeinschaft und damit die höchste denkbare Freiheit als ausgeschlossen gilt.

Felix Moeschlin.

Das Vindonissa-Museum in Brugg.

Mit sechs Abbildungen.

Am 28. April dieses Jahres hat die Gesellschaft Pro Vindonissa, an einem Markstein ihres unablässigen Schaffens und Strebens angelangt, einen Ehrentag gefeiert, die Einweihung ihres Museums. Es war den seit einer Reihe von Jahren am Werke tätigen Männern, die an der Spitze dieser rührigen Gesellschaft stehen, gewiß zu gönnen, einmal einen Augenblick innehalten, das bis jetzt Geschaffene und Erreichte überblicken und sich daran freuen zu dürfen, um dann mit frisch gestärktem Mute das fern gesteckte Ziel wieder ins Auge zu fassen und die Arbeit munter weiter zu verfolgen.

Das nun eröffnete Museum römischer Altertümer auf dem Boden des alten Vindonissa konnte nach langen Vorbereitungen, Bespre-



Vindonissa-Museum Abb. 2. Oberer Saal, Blick gegen das Treppenhaus.